

dtv

Berlin 1922. Mitten in den Wirren der Inflation bekommt es Kriminalkommissar Leo Wechsler, verwitweter Vater von zwei Kindern, mit einem mysteriösen Mord zu tun: Ein Wunderheiler, der Patienten und vor allem Patientinnen aus den besten Kreisen behandelte, wurde mit einer Buddhafigur aus Jade erschlagen. Es gibt keine Zeugen, keine Spuren. Doch der Heiler war kein unbeschriebenes Blatt: Es stellt sich heraus, dass er viele seiner Patienten mit Kokain versorgte. Wenig später wird im Scheunenviertel eine Prostituierte ermordet. Leo vermutet eine Verbindung zum Tod des Heilers. Seine Ermittlungen führen ihn in elegante Villen, ärmliche Hinterhöfe, Kokainhöhlen und Rotlichtbezirke ...

»Als habe sie Ort und Zeit selbst erlebt, bewegt sich Susanne Goga durch die Szenen ihres Romans. Berliner Lokalkolorit, eine packende Handlung, lebhaft Dialogfolgen, fesselnde, sich kreuzende Handlungsstränge: ›Leo Berlin‹ hat alles, was ein richtig guter Krimi braucht.« (Inge Schnettler in der ›Rheinischen Post‹)

Susanne Goga lebt als Autorin und Übersetzerin in Mönchengladbach. Sie hat außer ihrer Krimireihe um Leo Wechsler mehrere historische Romane veröffentlicht und wurde mit dem DeLiA-Preis 2012 ausgezeichnet.

Susanne Goga

LEO BERLIN

Kriminalroman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Susanne Goga
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Tod in Blau (21487)
Die Tote von Charlottenburg (21381)
Mord in Babelsberg (21486)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Neuausgabe 2012
6. Auflage 2014
© 2005 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Garbsen
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung
eines Fotos von ullstein bild/Yva
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21390-5

Für Axel – für alles

PROLOG

»Na los, Kleiner, nicht so schüchtern.« Nie würde er die Worte vergessen. Den Geruch in dem heißen Raum mit seiner üppig-geschmacklosen Dekoration, den blutroten Samtportieren und dem goldenen Spiegel. Das schwere Parfüm, das sinnlich wirken sollte, aber nur schwül und abstoßend war. Die Rufe spielender Kinder unten auf der Straße, die nicht wussten, was hinter den Fenstern des unauffälligen Hauses geschah. Die feuchten, sauren Flecken, die sich unter seinen Achseln gebildet hatten. Seinen trockenen Mund, in dem die Zunge am Gaumen klebte. Und die Frau im geöffneten Negligé, die mit gespreizten Beinen auf dem Bett lag und die ganze Szene mit einer Mischung aus Langeweile und Belustigung betrachtete.

»So ein großer Kerl und noch Jungfrau«, sagte einer spöttisch. »Herbert, schubs ihn mal.«

»Bitte schön.« Der Angesprochene stieß ihn ein Stück näher ans Bett. Er senkte den Kopf, als könnte er so seine Scham verbergen, verriet sich aber durch seine verkrampfte Haltung, die Hände, die sich in die Hosennaht krallten.

»Wenn ihr nicht bald zur Sache kommt, wird's richtig teuer«, sagte sie mit einer lässigen Handbewegung. Ihre Lippen waren blutrot, das Rouge ließ ihre blasse Haut wie Porzellan aufschimmern. Eigentlich war sie nicht hässlich, hatte er flüchtig gedacht und sich gewundert, dass er zu einer so nüchternen Überlegung fähig war.

Doch dann stieß ihn jemand von hinten, zerrte an seinem Jackett, riss ihm den Hosenschlitz auf, dass ihm die heiße Röte ins Gesicht schoss, und er hörte sie »Herbert, Herbert!« rufen,

und er ließ alles mit sich geschehen, hörte ihr Johlen, als sie ihn aufs Bett stießen, auf die Frau.

Herbert zerrte, angefeuert von den Kameraden, an seinen Schuhen, dann an seiner Hose, und die Frau bewegte sich unter ihm und sagte, als sie seine Erektion sah: »Immer sachte, du kommst ja dran«, was eigentlich am schlimmsten war. Sie würde glauben, dass er es insgeheim wollte, dass ihm nur der Mut fehlte, und tief im Inneren spürte er, dass sie Recht hatte. In diesem Augenblick, der sein Leben für immer in zwei Hälften spalten würde, wollte er sie. »Na los, enttäusch sie nicht!«, schrie Herbert heiser. Und als die Tür hinter seinem letzten grölenden Kameraden zugeschlagen war, riss er mit beiden Händen ihr Negligé herunter.

Als der Rausch vorbei war, lag er neben der Frau, auf angenehme, nie gekannte Weise erschöpft. Seine Begierde hatte über die Scham gesiegt. Doch als er sich zu ihr drehte und ihr Gesicht aus der Nähe sah, die Falten um Augen und Mund, nur unzureichend von der Schminke verdeckt, und die wässrig blauen Augen, deren Augäpfel rot geädert waren, kehrte sein Abscheu zurück.

Seine sogenannten Freunde, auf die sein Vater größten Wert legte, hatten ihn in dieses Haus gebracht. Freunde aus guter Familie, die ein zügelloses Leben führten, gegen alle Regeln verstießen, ihre Untaten aber geschickt verbargen. Sie hatten sich über ihn lustig gemacht, und er argwöhnte insgeheim, dass sein Vater hinter dieser erzwungenen Entjungferung steckte. Seine Mutter hätte nie geduldet, dass er sich mit einer solchen Frau abgab, sie berührte, sie –

Aber sein Vater fand ihn zu weich, das hatte er oft gesagt. Zu weich, um die Firma zu übernehmen, zu weich, um in der anspruchsvollen Berliner Gesellschaft etwas zu gelten. Zu weich, um zum Militär zu gehen, dabei litt er doch an Asthma. Das hatte seine Mutter ihm erzählt. Dass er als Junge im Bett nach Atem gerungen, dass sie sich um ihn gesorgt hatte. Zwar hatte

er nie etwas davon gemerkt, doch bei der Musterung befand man ihn für untauglich. Seine Mutter hatte eben Beziehungen gehabt.

Er war froh gewesen, als er das Bordell verlassen und zu Hause ein gründliches Bad genommen, die Frau von sich abgewaschen hatte. Und allmählich gelang es ihm, die Erinnerung an sie fortzuschieben.

»Herr Kommissar, wollen Sie nicht allmählich nach Hause gehen?«, fragte Ursula Meinelt, die Stenotypistin, und legte Leo Wechsler einige Blätter auf den Schreibtisch. »Ihre Kinder warten sicher schon.«

Leo blickte kurz von seinen Akten hoch, ein wenig misstrauisch, als wollte er prüfen, ob Fräulein Meinelt nicht einfach Lust auf Feierabend hatte.

»Schauen Sie mich nicht an wie ein Polizist«, sagte sie forsch.

»Ich bin Polizist«, entgegnete Leo trocken. »Sie erinnern mich jeden Tag daran. Und wenn man einen Mitarbeiter wie von Malchow hat, kann man die Arbeit gleich allein machen.«

Sie hob beschwichtigend die Hand. »Ich weiß, aber . . . wenn Sie ehrlich sind, ist es auch nicht leicht, mit Ihnen auszukommen.«

Er sah sie überrascht an. »Wieso? Sie kommen doch auch mit mir aus.«

»Darüber wundere ich mich jeden Tag.«

»So frech heute?«, fragte er grinsend. »Wissen Sie, warum ich mit Ihnen auskomme?«

»Weil ich nicht der Sohn eines pommerschen Gutsbesitzers bin, der nur aus Spaß zur Polizei gegangen ist und eigentlich sein Leben mit Forellenfischen auf dem elterlichen Anwesen zubringen könnte«, lautete die schlagfertige Antwort.

»Genau«, sagte Leo Wechsler. »Mit Ihrer Beobachtungsgabe sollten Sie Detektivin werden.«

»Um in Warenhäusern Frauen aufzulauern, die drei Schichten Unterwäsche tragen? Nein danke, da sitze ich lieber vor mei-

ner Schreibmaschine und tippe Ihre Berichte«, sagte sie lächelnd und griff in ihre Rocktasche. »Nehmen Sie die mit, wenn Sie nach Hause gehen.« Sie hielt ihm zwei Zuckerstangen hin.

Er öffnete den Mund, schloss ihn wieder und steckte die Süßigkeiten ein. Beinahe hätte er gesagt, die kann ich selber kaufen. Verdammt, warum glaubte er ständig, dass alle ihn mitleidig anschauten und sich nur für die Tatsache interessierten, dass Kommissar Wechsler verwitweter Vater von zwei Kindern war?

Energisch schlug er den Aktenordner zu und schob ihn zur äußersten Ecke des Schreibtischs. »Sie haben Recht, ich mache Schluss für heute. Und danke für die Zuckerstangen. Wer weiß, wie viel die demnächst kosten.« Er zog sein Portemonnaie heraus. »Sehen Sie sich das mal an. Geht kaum noch zu bei den vielen Scheinen. Letztens habe ich gesehen, wie bei Wertheim jemand mit einem Zehntausendmarkschein bezahlt hat.«

Ursula Meinelt betrachtete die Geldscheine in Leos Hand und schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht, wohin das noch führen soll. Wie kommt es, dass unser Geld immer weniger wert ist?«

»Weil man im Krieg so viel davon gedruckt hat, als wäre es Spielgeld«, antwortete Leo und hängte sich den leichten Sommermantel über den Arm. »Und jetzt sitzen wir in der Achterbahn und wissen nicht, wohin sie fährt. Schönen Abend noch.«

Mit diesen Worten verließ er das Büro.

Als er draußen auf dem Alexanderplatz vor dem Präsidium stand, das im Polizeijargon gern »Fabrik« genannt wurde, atmete er erst einmal auf. Es war halb sieben und taghell, der längste Tag des Jahres nicht mehr fern. Er beschloss, ein Stück Unter den Linden entlangzugehen, bevor er die Elektrische nach Moabit nahm.

Menschen in sommerlicher Kleidung schlenderten über den Boulevard. Von einem Zeitungskiosk sprang ihn das Wort »Blausäure« an. Leo blieb kurz stehen und las die ersten Zeilen.

»Am gestrigen Pfingstsonntag verübten bisher Unbekannte ein Blausäure-Attentat auf den Politiker Philipp Scheide-
mann (SPD). Er soll dem Vernehmen nach schwere Verlet-
zungen erlitten haben.«

Leo Wechsler schüttelte den Kopf. Manchmal kam es ihm vor, als wäre die Welt verrückt geworden. Als hätte sie acht Jahre zuvor den Verstand verloren und ihn nie wiedergefunden. Zuerst der lange Krieg, dann Revolution und Straßenkämpfe, Hunger, Unsicherheit und . . . Er zuckte zusammen, als ihn die Erinnerung an Dorotheas Tod überfiel. Sie war im Januar 1919 gestorben, die Spanische Grippe war schon beinahe abgeflaut. Als hätte die tückische Krankheit gewartet, bis Marie geboren war, und Dorothea dann umso heftiger gepackt.

Zuweilen ertappte er sich dabei, dass er etwas zu ihr sagen oder sie berühren wollte und erst dann merkte, dass sie nicht mehr da war. Vielleicht hatte er sich zu wenig Zeit gelassen nach ihrem Tod, alles möglichst schnell vergessen wollen. Andererseits erinnerten ihn seine Kinder jeden Tag an Dorothea, und er genoss immer wieder die mit Schmerz vermischte Freude, die sie ihm bereiteten. Wenn Marie eine kluge Frage stellte oder Georg eine gute Note mit nach Hause brachte, dachte Leo, dass er Dorotheas letzte Bitte, gut für die Kinder zu sorgen, wohl doch erfüllt hatte.

Er klopfte auf die Zuckerstangen in seiner Manteltasche, blieb einen Augenblick stehen und schaute nach oben in die grünen Baumwipfel der Mittelpromenade. Eigentlich war es kein Abend zum Nachhausegehen. Solche Abende sollte man lieber in einem Schankgarten verbringen, natürlich nicht allein, ein bisschen tanzen, sich den Kopf verdrehen lassen. Einfach drauflosleben. Das hatte er schon lange nicht mehr getan.

Leo schüttelte den Kopf, wie um sich aus seinen Träumereien zu reißen, und ging zur nächsten Straßenbahnhaltestelle.

Gabriel Sartorius beugte sich über den Tisch. Er starrte die glattgeschliffenen Halbedelsteine an, die in einem nur ihm bekannten Muster auf der unbearbeiteten Holzplatte angeordnet waren. Er spürte, wie die Kraft der Steine in seine Finger strömte, seinen ganzen Körper durchdrang. Sie verlieh ihm übermenschliche Energien, mit denen er die Frau auf dem Diwan von ihrem Leiden heilen würde.

Ellen Cramer lag ganz still auf dem Diwan, die Augen geschlossen, die Arme neben sich ausgestreckt. Sie vertraute Gabriel Sartorius blind. Er behandelte sie seit einigen Wochen wegen ihrer schweren Migräneanfälle, und sie meinte schon eine gewisse Erleichterung zu verspüren. Nachdem sie von einem angesehenen Berliner Arzt zum anderen gelaufen war, ohne die quälenden, von Sehstörungen und Übelkeit begleiteten Schmerzen loszuwerden, hatte sie sich zu diesem ungewöhnlichen Schritt entschlossen.

Eine Freundin hatte sie auf den Wunderheiler aufmerksam gemacht. Zunächst war Ellen skeptisch gewesen, und ihr Mann wusste bis heute nichts von diesen Besuchen, da er alles ablehnte, dem nicht mit Rechenschieber und Kontenbüchern beizukommen war. Doch er musste auch nie davon erfahren. Sie besaß selbst genügend Geld, um die Honorare des Heilers zu bezahlen.

In Berlin waren Hellseher und Hypnotiseure zurzeit groß in Mode. Man munkelte, dass sogar die Polizei gelegentlich ihre Dienste in Anspruch nahm, um schwierige Fälle aufzuklären.

Sartorius schien sich allerdings nicht als Modedoktor, sondern als Berufener zu empfinden, der auserwählt war, die Leiden der Menschheit zu lindern. Sein wallendes, schulterlanges Haar und die orientalischen Gewänder, in die er sich zu hüllen pflegte, erinnerten an Christus-Gemälde der Renaissance. Er sprach mit sanfter Stimme und verströmte eine Gelassenheit, die Ellen gleich beim ersten Besuch die Angst genommen hatte.

Jetzt spürte sie seine Hände, die beruhigend über ihre Schlä-

fen strichen, über die Stirn fuhren, sich sacht auf ihre Augen legten und wieder zu den Schläfen wanderten.

»Ich übertrage jetzt die Kraft der Steine auf Sie«, hörte sie ihn sagen. »Amethyst gegen die Schmerzen. Karneol für besseres Blut. Diamant für klare Erkenntnis. Hämatit für mehr Lebendigkeit. Opal für mehr Lebensfreude. Brauner Chalcedon für Herzenskraft.«

Sie überließ sich ganz seinen Händen. Seine heilende Kraft umfloss wohltuend ihren Kopf. Beinahe wäre sie eingeschlafen, doch dann klopfte er sanft gegen ihre Wange. »Sie können die Augen öffnen. Die heutige Sitzung ist beendet. Hören Sie auf meinen Rat: Viel Ruhe, genießen Sie Ihr Leben. Überlassen Sie sich Ihrem inneren Fluss, er wird Sie leiten.«

Ellen setzte sich auf und schaute sich im Zimmer um, als hätte die Sitzung auch ihre Umgebung verwandelt. Gedämpftes Licht, schwere Samtvorhänge, an den Wänden eine Mischung aus christlichen, hinduistischen und buddhistischen Motiven, die sie beim ersten Anblick ein wenig irritiert hatte, inzwischen aber vertraut schien. Auf einem kleinen Intarsientisch befanden sich mehrere Gegenstände, die zusammengewürfelt wirkten, dem Heiler aber viel zu bedeuten schienen: ein Dolch mit wunderschön ziselierter Klinge, ein Bild der heiligen Hildegard von Bingen, ein Buddha aus grüner Jade.

Sie legte das Honorar dezent neben den Dolch und verabschiedete sich von Sartorius. »Nächste Woche um die gleiche Zeit?«, fragte er, als er sie zur Tür begleitete.

»Gern. Vielen Dank.«

Er schloss die Tür hinter ihr, nahm das Geld vom Tischchen und steckte es in die Tasche der leichten Hose, die er unter seinem weiten Gewand trug. Dann ließ er sich auf dem Diwan nieder und nahm eine Hand voll Weintrauben aus einer Obstschale. Nach einer Sitzung brauchte er immer Nahrung, um neue Kraft zu gewinnen. Es war anstrengend, den Edelsteinen als Medium zu dienen und ihre heilende Wirkung auf seine Pa-

tienten zu übertragen, aber seine wirksamste Therapie. Manchmal ließ er sie auch Szenarien aus den Steinen legen, mit denen er ihren Gemütszustand deutete und ihnen neue Wege aufzeigte.

Da klingelte es an der Tür. Sartorius warf einen Blick auf seinen Terminkalender, doch Ellen Cramer war an diesem Nachmittag als letzte Patientin eingetragen. Seltsam. Er legte die Trauben neben die Schale und ging zur Tür.

Manche Patienten wunderten sich, dass er sie persönlich an der Tür empfing, doch ein Hausmädchen hätte ihn nur gestört. Erst abends kam eine Frau, die den Haushalt besorgte und für ihn kochte, wenn er nicht auswärts aß. Auch heute war er zu einer Gesellschaft bei einem wichtigen Patienten eingeladen und er ärgerte sich, dass noch jemand kam, da er eigentlich ein Bad nehmen und sich in Ruhe umziehen wollte.

Er führte seinen Gast ins Behandlungszimmer. »Ich hatte nicht mit Ihnen gerechnet, es ist so lange her. Ein Anruf wäre ratsam gewesen, dann hätte ich mir mehr Zeit für Sie nehmen können.«

»Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Herr Sartorius.« Die rechte Hand in dem eleganten Wildlederhandschuh zitterte leicht.

Als Leo Wechsler die baumbestandene Emdener Straße in Moabit erreichte, in der er seit seiner Heirat wohnte, klebte ihm das Hemd am Körper. Die Straßenbahn war übervoll gewesen, und er war eine Haltestelle früher ausgestiegen, doch der Fußmarsch hatte ihn nicht erfrischt. Es war einfach zu warm.

Er nickte dem Wirt der Eckkneipe zu, mit dem er gelegentlich eine Weiße trank, und ging in Gedanken versunken weiter. Dann hörte er eine vertraute Stimme, nackte Kinderfüße patschten auf ihn zu, und seine Tochter Marie sprang so heftig an ihm hoch, dass sie ihn beinahe umgeworfen hätte. »Vati, da bist du ja endlich. Tante Ilse hat gesagt, du kaufst mir bestimmt ein Eis. Kann ich ein Eis haben, bitte?«

Er küsste seine Tochter auf die Nasenspitze, umschlang mit dem rechten Arm ihre Taille und stellte sie auf den Boden. Sie reichte ihm inzwischen fast bis zur Hüfte, dabei kam es ihm vor, als hätte er sie erst gestern als winziges Bündel im Arm gehalten. »Ich glaube kaum, dass Tante Ilse das gesagt hat. Aber, Moment mal, was ist denn das hier in meiner Manteltasche?« Er tat geheimnisvoll, bevor er eine von Fräulein Meinelts Zuckerstangen hervorzauberte.

Marie griff mit strahlenden Augen nach der Stange, riss das Papier ab und steckte sie zufrieden in den Mund. Sie lutschte hingebungsvoll, hielt dann aber inne. »Hast du auch eine für Georg?«, fragte sie besorgt.

Leo wurde es heiß in der Brust. Seine Tochter. »Ja, natürlich, Liebes. Wo steckt er eigentlich?«

Marie zeigte die Straße hinunter. »Im Hof von Nr. 56. Mit den Jungs vom Hufschmied. Die suchen bestimmt wieder Kippen.«

Leo runzelte die Stirn. Manchmal bereute er, dass sie hier wohnen geblieben waren, nur weil er in dieser Gegend aufgewachsen war. Sentimentalität, dachte er dann. Vielleicht wären seine Kinder woanders besser aufgehoben. Einerseits wusste er, dass auch die Straße eine Schule war, in der man Dinge lernen konnte, die in keinem Buch standen. Aber Kippen sammeln, Tabak herauspulen und verkaufen ging dann doch zu weit.

»Hol Georg! Wir wollen essen«, sagte Leo und blieb vor der Haustür stehen.

Marie rannte los, bog ein paar Häuser weiter in die Toreinfahrt und kam kurz darauf mit ihrem achtjährigen Bruder wieder, der nur ein abgetragenes Hemd und kurze Hosen anhatte. »Hallo, Vati«, sagte er. Leo fuhr ihm durchs Haar.

»Ich mache keine große Sache draus, aber das mit den Kippen lässt du in Zukunft bleiben.«

Sein Sohn schaute ihn schuldbewusst an. »Na ja, wir haben gedacht, wir verdienen uns was dazu. Sind doch schlechte Zeiten, Vati.«

Wie sollte er da hart bleiben? Seufzend schloss Leo die Haustür auf und trat in den wohltuend kühlen Flur. Das schlichte Treppenhaus war hell und sauber, die Holzterappe blank gebohrt, die rot-weißen Fliesen frisch gescheuert, und es roch nie nach abgestandenem Essen oder muffiger Wäsche wie in den Hinterhäusern. Seltsam, wie eng diese Welten beieinander lagen. Er kannte die Hinterhäuser, hatte dort oft genug Ermittlungen durchgeführt und war immer wieder betroffen von dem Elend, das in ihnen herrschte.

Dabei gehörte diese Gegend im Westen Berlins noch nicht zu den schlimmsten. Er kannte Mietskasernen im Norden und Osten, die an wimmelnde Bienenkörbe erinnerten, nicht an menschliche Behausungen. Im ersten Stock blieb er vor der linken Tür stehen und fragte seine Kinder leise: »Wie ist die Lage?«

»Leicht bewölkt, aber trocken«, meinte Georg grinsend im geheimen Kode, der die jeweilige Stimmung seiner Tante bezeichnete.

Sein Vater grinste zurück und schloss die Wohnungstür auf. Aus der Küche drang der Geruch von frischen Pellkartoffeln, und er spürte plötzlich seinen Magen. Bei der Arbeit vergaß er gelegentlich das Essen.

»Bist du das, Leo?«, rief seine Schwester aus der Küche. »Hast du die Kinder mitgebracht? Wer weiß, wo die sich wieder rumtreiben.«

»Keine Sorge, Ilse.« Er ging in die Küche und legte seiner Schwester die Hand auf die Schulter. Sie war kleiner als er, hatte aber seine dunklen Haare und die gleichen blaugrünen Augen. Obwohl sie nur zwei Jahre älter war, wirkte ihr Gesicht matt, resigniert und vorzeitig gealtert. Er spürte die Spannung, die sich nie ganz gelegt hatte, seit Ilse vor über drei Jahren zu ihnen gezogen war. Nach Dorotheas Tod hatte sie ihm angeboten, sich um die Kinder zu kümmern, doch insgeheim vermutete er, dass es eher aus Pflichtgefühl geschehen war und Ilse nun fürchtete, das Leben laufe an ihr vorbei.

»Die Erdbeeren sehen wunderbar aus«, sagte er und biss in eine leuchtend rote Frucht. »Schmecken nach Sommer.«

Sie lächelte verhalten. »Das war ein Glücksfall. Ein Bauer hielt mit seinem Karren genau vor der Tür, da konnte ich nicht nein sagen. Die Kinder haben so gebettelt.«

»Danke.« Er strich ihr leicht über den nackten Oberarm, eine scheue Geste, mit der er seinen Dank besser als mit Worten ausdrücken konnte. »Georg war wieder mit Pollacks Söhnen zusammen. Haben Kippen gesammelt. Vielleicht sollte ich ihm ein bisschen Taschengeld geben.«

Ilse streute etwas Zucker über die klein geschnittenen Erdbeeren und rührte vorsichtig um, damit sie Saft zogen. »Ach, übertreib's mal nicht, Leo. Wer weiß, wer es ihm wegnimmt.«

»Du bist misstrauischer als die Polizei«, meinte Leo ironisch. »Siehst in allen Leuten nur das Schlechte.«

Ilse lachte, aber das Lachen erreichte ihre Augen nicht. »Wenn du öfter hier wärst, wüsstest du, was in den Hinterhöfen passiert. Georg hat erzählt, dass sie einem Mitschüler auf dem Heimweg die gute Jacke gestohlen haben.«

»Wer schickt denn in solchen Zeiten sein Kind mit einer guten Jacke in die Schule? Und davon abgesehen – was glaubst du, mit wem ich es tagsüber zu tun habe? Mit der Heilsarmee?«

Manchmal kam ihm das Leben mit ihr vor wie eine alte, abgenutzte Ehe. Sie kannten sich, kamen halbwegs miteinander aus, doch es gab keine echte Zuneigung. Ob er überhaupt noch dazu fähig war?

Seufzend setzte er sich an den Tisch und goss sich ein Glas Wasser ein.

»Ansonsten alles in Ordnung? Hat Georg seine Hausaufgaben gemacht?«

»Ja, alles bestens.« Ilse zögerte und sah ihn unschlüssig an.

»Was ist denn?«

»Na ja, ich weiß nicht, ob es wichtig ist, aber... Er hat ge-

sagt, dass ein Junge aus seiner Klasse komische Sachen erzählt.«

»Was für komische Sachen?«

»Dass lauter Verbrecher an der Regierung sind. Und dass vor dem Krieg, als wir noch den Kaiser hatten, alles besser war.«

»Ach, Ilse, das ist doch das übliche Gewäsch, das kann er in jeder Zeitung lesen. Warum soll ich mir darüber Sorgen machen?«

»Er hat auch erzählt, dass dieser Junge einen Klassenkameraden verprügelt hat, weil er nicht vor ihm salutieren wollte.«

Leo schaute hoch. »Wie bitte?«

»Der Junge hat wohl behauptet, der Vater des anderen sei ein Roter, der Deutschland verraten habe.«

Leo seufzte. »Wir sind hier in Moabit, da gibt es Rote wie Sand am Meer.«

»Schon, aber der Schläger war der Sohn vom Lehrer.«

»Was? Hat Scheller schon wieder mit seinen Sprüchen angefangen?« Obwohl kriegsverherrlichende Propaganda an den Schulen gesetzlich verboten worden war, gab es noch viele treue Staatsdiener, die den Jungen Flausen in den Kopf setzten und vom Tod fürs Vaterland schwärmten. Ludwig Scheller war ein Hetzer der übelsten Sorte, und Leo war mehr als einmal mit ihm aneinander geraten. Zurzeit herrschte zwischen ihm und dem Lehrer eine Art Waffenstillstand. »Wenn es so weitergeht, muss ich wohl noch mal mit ihm reden.« Er trank einen Schluck Wasser. »Hast du gehört? Man wollte Scheidemann mit Blausäure töten. Weißt du noch, wie er damals am Fenster gestanden und die Republik ausgerufen hat?«

Ilse zuckte gleichgültig mit den Schultern und stellte die Schüssel mit den Erdbeeren auf den Tisch, dazu Kartoffeln, Margarine und etwas Wurst. »Die Politik ist schmutzig, das habe ich schon immer gesagt. Und nur weil jetzt die anderen dran sind, wird sie nicht besser. Ich hole die Kinder zum Essen.« Mit diesen Worten ging sie aus der Küche und Leo sah ihr nach. Auf einmal kam er sich unendlich allein vor.